

Burkhard Hose

**Warum wir
aufhören sollten,
die Kirche zu
retten**

**Für eine
neue Vision
von Christsein**



Vier-Türme-Verlag

Burkhard Hose

**Warum wir
aufhören sollten,
die Kirche zu
retten** Für eine
neue Vision
von Christsein

Vier-Türme-Verlag

*Für Karlheinz Müller,
meinen theologischen Lehrer und Wegbegleiter*

Inhalt

Einleitung: Auferstehung statt Wiederbelebung 7

Kontrollverlust statt Wächteramt 14

In den Fragen leben statt Antworten geben 28

Anerkennen statt urteilen 39

Überraschung statt Verwaltung 50

Ermächtigen und dienen statt herrschen 63

Neue Autorität statt Hierarchie 83

Bündnis statt Mitgliedschaft 105

Erzählung statt Bekenntnis 118

Wahrhaftig leben statt Wahrheit besitzen 132

Weil es um mehr geht als die Kirche 146

Textnachweis 156

Dank 157

Einleitung

Auferstehung statt Wiederbelebung

»Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt.
Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher
über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel,
er und das Lamm.«
Offenbarung 21,22

»Viele glauben uns nicht mehr.«

Ob dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz wirklich bewusst war, was er da mit einfachen Worten, schnörkellos und ohne unmittelbar mitgelieferte spirituelle Überhöhung sagte? Beim Eröffnungsgottesdienst der Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe in Fulda im September 2018 stand Kardinal Marx mit diesem Satz inmitten der Bischöfe, als stehe er gemeinsam mit ihnen zwischen den Trümmern einer alten, verfallenen Kirche. Ich dachte für einen kurzen Moment an ein häufig gebrauchtes Bild in der Bibel, das Amtsträger in der Kirche gerne für sich beanspruchen. Eigentlich heißt es da im Matthäusevangelium in Anlehnung an ein alttestamentliches Bild: »Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben« (Matthäus 9,36; vgl. Numeri 27,17). Aber statt des Originalzitats ging mir beim Anblick der Oberhirten durch den Kopf: »Denn sie waren müde und erschöpft wie Hirten, die keine Schafe haben.« Und ich hätte in diesem Augenblick

tatsächlich darauf gewettet, dass es diese Worte sind, die in der Bibel stehen: erschöpfte Hirten ohne Schafe.

Mir hat sich dieses Bild eingepägt. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, also der Repräsentant einer Institution, die letztlich von nichts anderem lebt als von der Glaubwürdigkeit, sagt in der Mitte seiner Kollegen: »Viele glauben uns nicht mehr.« Auf mich wirkt diese nüchterne Feststellung wie eine Bankrotterklärung. Eine Kirche, der viele Menschen nicht mehr vertrauen, ist am Ende. Sie hat im strengen Sinne aufgehört, Kirche zu sein.

Keine Äußerung, die von Bischöfen nach Bekanntwerden der Missbrauchsstudie zu hören war, hat die Lage der Kirche so auf den Punkt gebracht wie diese wenigen Worte – ausgesprochen übrigens am Grab des Heiligen Bonifatius, der als »Apostel Deutschlands« verehrt wird. Traditionell treffen sich die Bischöfe dort zu Beginn ihrer Herbstvollversammlung zum gemeinsamen Gottesdienst. Diesmal schien es mir fast so, als stünden die Oberhirten und ihnen voran ihr Vorsitzender nicht nur am Grab des Bonifatius, sondern gleichsam am Grab der alten Institution Kirche, erschüttert und erschöpft. Wie Hirten eben, die keine Schafe haben.

Doch in mir regen sich bei diesem Anblick weder Mitleid noch Traurigkeit. Wie viele andere Menschen innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche spüre ich eher Wut und immer noch die Erschütterung über eine Institution, die ihre Glaubwürdigkeit verspielt hat. Gut, dass sie tot ist, denke ich mir. Seltsam, dass sich bei diesem Gedanken in mir aber noch ein anderes Gefühl

meldet. Es ist beinahe so etwas wie neue Lebensenergie. Ich schaue auf die Kirche in Trümmern und spüre in mir Lebendigkeit.

In den letzten Jahren habe ich immer wieder einmal etwas flapsig gesagt: »Ich interessiere mich eigentlich nicht mehr so für die Kirche.« Was ich damit gemeint habe: Viel interessanter ist es für mich, mit der Botschaft Jesu außerhalb des Kirchenraumes auf der Straße unterwegs zu sein und danach zu fragen, welche Bedeutung das Evangelium für die gesellschaftlichen Themen hat, die uns gemeinsam umtreiben. Welche Relevanz hat die Botschaft Jesu für Menschen in einer Zeit, die durch existenzielle Verunsicherungen und durch politische Spaltung geprägt ist? Der rasante Klimawandel, eine immer größer werdende Kluft zwischen Arm und Reich und die aus all dem resultierenden Flucht- und Migrationsbewegungen stellen auch die Kirchen vor neue Herausforderungen. Es gilt für mich eine Antwort darauf zu finden, ob wir als Christen zu diesen Entwicklungen etwas Positives beitragen können. Die Kirche habe ich in dieser Hinsicht häufig nur noch als Institution wahrgenommen, die vor allem mit einem beschäftigt schien: ihrem eigenen Überleben. Diese Kirche war es, die mich immer weniger interessierte. Und ausgerechnet in dem Moment, in dem diese alte Kirche stirbt, beginne ich mich wieder dafür zu interessieren, was Kirche und mehr noch: was Christsein in Zukunft bedeuten könnte.

Warum ist das so? Ich blicke auf die Trümmer dieser Kirche, in der ich aufgewachsen und in der ich Priester geworden bin. Mir ist im Herbst 2018 bewusst gewor-

den, dass ich in viel größerem Maß Teil dieses Systems bin, das den Missbrauch von Menschen zu verantworten hat, als ich es bis dahin wahrhaben wollte. Wer in der katholischen Kirche arbeitet und ein Amt in ihr bekleidet, kann nicht so tun, als ginge ihn das alles nichts an oder als sei dies nur Angelegenheit der Bischöfe. Ich will nicht einfach wieder nur zuschauen und abwarten, welche Entscheidungen Bischöfe treffen oder welche Papiere mit wohlformulierten und gleichzeitig für die meisten Menschen bedeutungslosen Worten am Ende langwieriger synodaler Prozesse veröffentlicht werden. Nicht nur die Oberhirten, ich selbst stehe inmitten einer Trümmerkirche, die ihre Glaubwürdigkeit verloren hat. Ich habe kein Interesse daran, dieser alten Kirche wieder zu mehr Glaubwürdigkeit zu verhelfen. Ich habe kein Interesse an ein paar Reformen und schon gar nicht an Kampagnen zur Imagerettung der Institution Kirche. Die Schuldbekennnisse, die ich aus dem Mund der Oberhirten höre, wirken auf mich schal, allzu gewohnt und ritualisiert. Ich glaube den Bischöfen ihre Erschütterung über das Ausmaß des Missbrauchs, aber ich glaube ihnen nicht wirklich, wenn sie von »Erneuerung« der Kirche sprechen. Auf mich wirkt das zu sehr wie ein hilfloser Versuch der Reanimation, der Wiederbelebung eines gestorbenen Systems.

Diese Kirche ist kaputt. Sie ist tot. Ich stehe an ihrem Grab. Ich bin wütend und erschüttert angesichts der Verbrechen, die Menschen in dieser Institution zu verantworten haben und die diese alte Kirche möglich gemacht hat. Aber ich fühle mich nicht erschöpft. Ich

fühle mich eher wie in einem Zwischenstadium. Etwas Altes ist gestorben. Fast möchte ich sagen: Gott sei Dank! Es ist gut, dass diese Gestalt von Kirche, die für das Leid so vieler Menschen mitverantwortlich ist, am Ende ist. Das gilt es zu realisieren. Den Bruch, in dem wir uns befinden, gilt es anzuerkennen. Ich erlebe gerade bei vielen, die in der Kirche arbeiten oder sich ehrenamtlich engagieren, so etwas wie Endzeitstimmung. Das Ende der Kirche in ihrer alten Gestalt hat etwas Apokalyptisches, Katastrophales an sich. Es ist das Fanal einer Kirche, deren Repräsentanten in so vielen Fällen das Leben von Menschen zerstört haben. Die meisten in unserer Gesellschaft verbinden mit ihr nur noch eines: den unglaublichen Missbrauch von Macht. Da ist nichts mehr zu retten.

Biblich lässt sich dieser Zwischenraum, in dem wir gerade kirchlich stehen, am ehesten mit der Situation der Apokalypse vergleichen. Die Enthüllung des Missbrauchs bringt täglich neue Schreckensbilder ans Licht. Es ist wichtig, diesen Schrecken auszuhalten und ihn nicht wieder wegzureden oder zuzudecken.

Mitten in diesem apokalyptischen Szenario wird für mich gleichzeitig etwas Neues sichtbar. Es ist fast so etwas wie eine neue Vision von Christsein, eine Zeitenwende am Ende einer Kirche, die für viele Menschen gestorben ist. In der Bibel ist die Apokalypse ebenfalls mit Bildern und mit Geschichten des Schreckens verbunden. Sie markieren das Ende und gleichzeitig sind sie Anzeichen für den Beginn einer neuen Zeit.

Die neutestamentlichen Autoren bewegen sich genau in diesem Zwischenraum. In diese Endzeitstimmung hinein gehört der Basissatz der Botschaft Jesu: »Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!« (Markus 1,15). Im griechischen Text steht an dieser Stelle das Wort *metanoete*. Das bedeutet mehr als nur »umkehren«. Es bezeichnet das Umdenken und den echten Sinneswandel infolge einer Erkenntnis. Ganz wörtlich geht es bei *meta-noein* um »um-denken« oder »nach-denken« im Unterschied zum »vor-denken« (griechisch: *pro-noein*).

Dem Aufruf zum »Nach-denken« und damit zum »Um-denken« geht die Feststellung Jesu voraus: »Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe.« Es sind die ersten Worte, die Jesus im Markusevangelium spricht. Zu verstehen ist diese Ansage im Sinne von: »Das Maß ist voll. Die neue Welt Gottes ist bereits im Kommen.« Gemeint ist damit nicht einfach eine neue Spiritualität oder eine neue Religion, sondern viel mehr. Es geht um nicht weniger als eine neue Weltordnung. Deren Entstehen setzt in der Bibel aber voraus, dass etwas Altes zerbricht und untergeht. Weltuntergang meint in diesem Sinn: Die bisherige Art, Welt zu sehen und zu gestalten, die alte Weltordnung geht unter.

Wenn ich die jetzige Situation in der Kirche in dieser Weise mit den Augen des biblischen Apokalyptikers anschau, dann bekommen die programmatischen Worte Jesu in Markus 1,15 einen aktuellen Klang: »Das Maß ist voll. Die neue Welt Gottes ist bereits im Kommen. Denkt um und glaubt an das Evangelium!« Wenn ich mir diese

Perspektive wirklich zu eigen mache, geht es nicht um das Überleben oder Wiederbeleben der Kirche, sondern um eine neue Vision von Christsein, um eine Utopie von Kirche, die wirklich etwas von der neuen Welt Gottes für Menschen heute sichtbar macht. Mein Nachdenken verstehe ich deshalb auch nicht als Strategie für das Weiterbestehen der Kirche. Es ist vielmehr meine persönliche Vision davon, wie ich gemeinsam mit anderen das Evangelium in der Gegenwart neu leben kann. Es geht mir nicht darum, etwas Altes wiederzubeleben, sondern etwas völlig Neues, was noch nicht ist, anzudenken. Wer wirklich umkehrt, stellt fest, dass der Weg der Umkehr niemals einfach ein Zurückgehen desselben Weges ist. Es entsteht ein ganz neuer.

Bei seiner Weihe sprach der neue Bischof von Würzburg, Franz Jung, davon, dass er sich in seinem neuen Amt für eine Kirche einsetzen werde, die tatsächlich von der Auferstehung geprägt sei und nicht vom Gedanken der Wiederbelebung des Vergangenen. Mich hat dieses Wort berührt. Ich will es für mich weiter- und durchdenken.

Dabei gibt es für mich eine entscheidende Grundvoraussetzung, die dieses Nachdenken wie ein Vorzeichen bestimmen wird: Wir sollten aufhören, die Kirche zu retten!

Kontrollverlust statt Wächteramt

Nach der ersten Veröffentlichung der Missbrauchsfälle am Berliner Jesuiten-Gymnasium Canisius-Kolleg im Jahr 2010 ging schon einmal eine Schockwelle durch die katholische Kirche in Deutschland. Die Bischöfe sprachen damals immer wieder von Konsequenzen und einer notwendigen »Reinigung« der Kirche. Sie formulierten Schuldbekennnisse, feierten Bußgottesdienste, ernannten Missbrauchsbeauftragte und ließen Präventionsprogramme in ihren Diözesen entwickeln. Die Zahl von Anwältinnen und Anwälten in Generalvikariaten nahm zu. Diese erarbeiteten rechtliche Sicherungs- und Kontrollsysteme. Von nun an hatten alle Mitarbeitenden in der Kirche, die im Haupt- oder Ehrenamt mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, regelmäßig ein polizeiliches Führungszeugnis vorzulegen. Die Bischöfe glaubten sich auf einem guten Weg, das verlorengangene Vertrauen durch die Vielzahl an Maßnahmen wiederzugewinnen. Der Missbrauch wurde als Versagen Einzelner in der Kirche definiert und als Thema isoliert. Der Imageschaden schien beinahe behoben – zumindest in den eigenen Reihen. Menschen, die ohnehin ein kritisches Verhältnis zur Kirche hatten, sprachen weiterhin

von den Missbrauchsfällen, aber viele Gläubige gewannen den Eindruck, die Bischöfe hätten nun alles im Griff. Strukturelle Probleme wie der drohende Einbruch von Kirchensteuereinnahmen oder der massive Rückgang der Priesterzahlen traten wieder in den Vordergrund.

Dann kam der Herbst 2018. Die von den Bischöfen in Auftrag gegebene wissenschaftliche Studie zum Missbrauch in der Katholischen Kirche erschütterte die Öffentlichkeit und überrollte in ihrer Wucht auch die Bischöfe. Sie waren auf einmal wie Hirten, die keine Herde mehr haben. Und so erleben wir gerade den Super-GAU der Kirche als Institution. Den Bischöfen traut nun niemand mehr wirklich zu, dass sie die richtigen Konsequenzen aus den Berichten über sexuelle Gewalt und Machtmissbrauch ziehen werden. Zunehmend sprechen mich auch alte Menschen an, die ihr Leben lang mit der Kirche verbunden gewesen sind, und sagen, sie überlegten, aus der Kirche auszutreten. Der Vorwurf steht im Raum, letztlich sei es vielen Bischöfen nach 2010 mehr um die Behebung des Imageschadens gegangen als um tatsächliche Aufklärung. Kirchliche Parallelstrukturen, die vor oder neben den Staatsanwaltschaften in einem eigenen Rechtssystem agierten, gerieten zunehmend in die Kritik. Das Gezerre um die Herausgabe von Akten an die von den Bischöfen selbst beauftragte Forschergruppe vermittelte den Eindruck, so manchem Bischof sei vor allem daran gelegen, nicht die Kontrolle zu verlieren. Nach wie vor scheint der Schutz der Kirche einigen Oberhirten wichtiger zu sein als die umfassende Aufklärung und damit letztlich der Schutz von Menschen, die

unter dem Dach der Kirche zu Opfern gemacht wurden.

Statt die Kontrolle zu behalten, verloren die Bischöfe, was überhaupt die Grundlage ihres Handelns ist: ihre Glaubwürdigkeit. Bei der Pressekonferenz zum Abschluss der Herbstvollversammlung der Bischöfe stellte die Journalistin Christiane Florin eine Frage, die für einen Augenblick die persönliche Verantwortung der Bischöfe in den Mittelpunkt rückte: »Hier sind jetzt über sechzig Bischöfe versammelt. Gab es einen oder zwei, die im Zuge ihrer Beratungen gesagt hätten: Ich habe so viel persönliche Schuld auf mich geladen, ich kann eigentlich diese Verantwortung des Amtes nicht mehr tragen?« Der Vorsitzende der Bischofskonferenz stockte kurz und antwortete mit einem fast trotzigem »Nein«. Bloß die Kontrolle behalten!

Das System, das eigene Rechtsordnungen staatlichen Gesetzen vorordnet und in dem gerade das Schweigen »ganz oben« den Missbrauch möglich machte, wird von einer großen Angst bestimmt: der, die Kontrolle zu verlieren. Dabei ist genau dies jetzt geschehen. Vor der versammelten Presse saß einer, der in diesem Moment vermutlich sehr wohl verstanden hatte, was zuvor beim Eröffnungsgottesdienst der Herbsttagung den Bischöfen am Grab des Bonifatius aufs Gesicht geschrieben stand: Hier stehen Oberhirten, die vor lauter Angst, die Kontrolle zu verlieren, die Menschen verloren haben.

Zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche habe ich den Eindruck, ob und wie es mit dieser Kirche weitergeht, liegt nicht mehr in den Händen der Bischöfe oder des Papstes. Viele Menschen wollen jetzt nicht mehr ab-

warten, was Bischofskonferenzen oder was ein »synodaler Weg« in ein paar Jahren an Papieren hervorbringt. Immer mehr Gläubige fragen sich: Wie kann ich mein Christsein leben angesichts einer Kirche, deren Glaubwürdigkeit in Trümmern liegt? Und wie könnte eine Gemeinschaft aussehen, in der Menschen miteinander Kirche sein wollen, nachdem die alte Form von Kirche gestorben ist?

Ich stelle mir diese Fragen auch persönlich, 25 Jahre nach meiner Priesterweihe. Und mehr noch als im Jahr 2010 realisiere ich: Mein Amt macht mich zum Teil dieses Systems. Ich trage zwar keine persönliche Schuld, aber ich bin mitverantwortlich dafür, dass wirkliches Umdenken und tatsächliche Umkehr stattfinden. Auch ich will nicht abwarten, was die Bischöfe diesmal entscheiden, denn ich bin kein Zuschauer, ich bin Beteiligter.

Ich stehe mit am Grab einer Kirche, die ihre Glaubwürdigkeit verloren hat. Und gleichzeitig spüre ich, dass es genau jetzt die Möglichkeit der Auferstehung von Christsein in etwas ganz Neues hinein geben kann.

Mir geht ein Bild durch den Kopf: Es ist die Szene, mit der ursprünglich das Markusevangelium endete, bevor später einige Verse hinzugefügt wurden. Vergeblich suchten die Frauen am Ostermorgen Jesus im Grab. Die knappe Information des Engels lässt sie erschrecken: »Er ist auferstanden. Er ist nicht hier« (Markus 16,6). Lukas ergänzt den Markustext um die Frage: »Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?« – eine Frage, die der Evangelist wohl bewusst im Blick auf die christliche Gemeinde, für die er schreibt, einfügte. Er will ihr sagen:

Christsein lässt sich nur vorwärts leben, nicht in der reinen Rückschau. Es geht darum, den auferstandenen Herrn an ganz neuen Orten zu entdecken!

In der ersten Fassung des älteren Markusevangeliums endet die Szene sehr abrupt. Der letzte Vers beschreibt das Verhalten der Frauen in dem Moment, als sie begreifen, dass das Grab nicht mehr der Ort ist, an dem sich der auferweckte Herr finden lässt: »Da verließen sie das Grab und flohen, denn Schrecken und Entsetzen hatte sie gepackt. Und sie sagten niemandem etwas davon; denn sie fürchteten sich.« Auch im Markusevangelium schimmert durch jedes Wort die Situation der Gemeinde hindurch. Was jetzt folgt – nach dem Grab –, bleibt hier offen. Was also die christliche Gemeinde aus der Osterbotschaft macht, wird nicht erzählt. Es ist wie ein Weg ohne vorbestimmtes Ziel. Der Schluss des Markusevangeliums zeigt das Bild einer österlichen Kirche, die losläuft, voller Schrecken, wortlos zunächst. Eine chaotische Situation, die sich hier mit der Osterbotschaft verbindet.

Über die konkrete Gemeindesituation des Markus hinaus steckt der Evangelist mit seinem abschließenden Vers von nun an jede Christin und jeden Christen in die Schuhe der ersten Auferstehungszeuginnen: Ostern heißt Weglaufen vom Grab, ungeordneter Aufbruch. Und zum ersten Mal fällt mir in dieser Deutlichkeit auf, dass nicht erst am Schluss des Markusevangeliums das Bild einer österlichen Kirche entsteht, in der das Handeln Gottes für Menschen mit der Erfahrung von Kontrollverlust verbunden ist. Mit seinem Umkehrruf

(Markus 1,15) fordert Jesus ganz zu Beginn Menschen in seiner Nachfolge dazu auf, alte Sicherheiten hinter sich zu lassen, Gewohntes aufzugeben.

Der Anbruch von Gottes neuer Welt verlangt, das Zerschneiden alter Ordnungen zu durchleben und völlig neu zu denken. Und zu diesem neuen Denken gehört wesentlich dazu, sich für das überraschende Handeln Gottes bereitzuhalten. Das Reich Gottes passiert wesentlich ohne Zutun der Menschen und außerhalb ihrer Kontrolle. Ich denke an manche gutgemeinten neuen geistlichen Lieder zurück, mit denen wir in meiner Jugend besangen, wir würden »mitbauen« am Reich Gottes. Diese Lieder waren zwar motivierend, letztlich stehen sie aber im Kontrast zu der Botschaft Jesu vom Reich Gottes, zu dem der Mensch nichts anderes beitragen kann, als sich offenzuhalten für dessen überraschendes Erscheinen in der Welt. Letztlich entsprangen diese Lieder noch einem Verständnis von Kirche, die sich selbst mit dem Reich Gottes verwechselte. Kirche können wir mitbauen, Reich Gottes nicht.

Dies ist eine Botschaft, die religiösen Kontrollinstanzen zur Zeit Jesu vermutlich ebenso Angstschweiß auf die Stirn trieb wie sie Christen in den Kirchen verunsichern sollte. Die Predigt Jesu entwirft programmatisch so etwas wie das Gegenmodell zu einer alles kontrollierenden Institution. Wenn etwas im Grundsatz und fundamental jedes institutionelle Kontrollstreben untergräbt, dann ist es seine Botschaft vom Reich Gottes, das es nicht zu machen, sondern zu entdecken gilt.

Zum ältesten Bestand der Evangelien gehören klei-

ne Erzählungen rund um diese neue Welt Gottes. Es sind Gleichnisse, die mit ihren Bildern an den Alltagserfahrungen der Zeitgenossen Jesu anknüpfen. Jesus erzählt Beispiele aus der bäuerlichen Welt, aber auch aus dem Haushalt entwickelt er Geschichten, die vom Geldverleihen handeln oder vom Schafehüten, vom Brotbacken und vom Hauskehren. Geschichten also, die das alltägliche Leben von Frauen und Männern zum Ort erheben, an dem sich Reich Gottes abspielt. Was sich wie ein roter Faden durch alle diese Texte zieht, ist ein beinahe subversiver Grundgedanke: Wer sich auf das Reich Gottes einlässt, muss bereit sein, Dinge unkontrollierbar geschehen zu lassen. Das ist sozusagen die entscheidende Methode für ein christliches Leben.

Am deutlichsten wird das in den sogenannten Wachstumsgleichnissen, die sich im Markusevangelium aufgereiht im vierten Kapitel finden (Markus 4,1–34). Unter ihnen stechen noch einmal zwei kleine Gleichnisse hervor, die Matthäus und Lukas später aus der älteren Markusvorlage gestrichen haben. Liest man die beiden Texte, versteht man auch sehr schnell, warum sie das taten.

Nur bei Markus findet sich das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat (Markus 4,26–29). Es erzählt von einem Menschen, der Samen auf seinen Acker sät und dann eigentlich nur noch schläft und abwartet bis zur Ernte. Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich als junger Kaplan über genau dieses Evangelium zu predigen hatte. Es war in einem kleinen Dorf, in dem es noch viele selbstständige Landwirte gab. Ich erklärte also in

der Predigt, dass es mit dem Reich Gottes genauso zugehe wie es meine Zuhörerinnen und Zuhörer ja in ihrem Alltag erlebten. Dieser Alltag erzähle also etwas vom Reich Gottes. Nach dem Gottesdienst kam ein alter Bauer, der von der Empore aus die Predigt verfolgt hatte, zu mir und raunzte mich an: »Herr Kaplan, Sie haben keine Ahnung von der Landwirtschaft.« Dann erklärte er mir, wie viel Arbeit es zwischen Aussaat und Ernte braucht und dass studierte Leute wie ich keine Ahnung von dem mühsamen Leben der Landwirte hätten. Recht hatte er! Und nicht nur das. Er hat mir mit seinem brummigen Einwurf die Augen geöffnet für den eigentlichen Clou des Gleichnisses. Es knüpft zwar an Alltagserfahrungen aus der Landwirtschaft an, aber nur mit dem ersten Satz, der die Tatsache der Aussaat beschreibt. Alles, was dann folgt, steht konträr dazu. Das Reich Gottes bestätigt eben nicht einfach die alten Muster von Leistung, die zum Erfolg führt. Das Bild vom schlafenden Bauern ist nicht nur unrealistisch, sondern provokant – zumal im Blick auf die Situation der Verkündigung der christlichen Botschaft in der Gemeinde. Die Botschaft vom Reich Gottes sozusagen verschwenderisch unter die Leute zu bringen, ohne Regelwerk, ohne Ausführungsbestimmungen und ohne Überwachung, ist ein gefährliches und gleichzeitig wunderbares Experiment.

Wie könnte Christsein in einer Kirche der Auferstehung aussehen, die diesem Prinzip folgt? Eine Kirche, die von der Zuversicht geleitet würde: »Welch eine Befreiung, dass das Wesentliche ohne uns geschieht! Wir umhegen und pflegen nur das Wunderbare« (Mar-

tin Kämpchen). Zu gefährlich! So urteilten kurz nach Markus bereits die späteren Evangelisten Matthäus und Lukas, die unabhängig voneinander dieses kleine subversive Gleichnis schlicht herauskürzten.

Gleiches gilt für die Verse, die sich bei Markus unmittelbar anschließen. Sie treiben den Kontrollverlust auf die Spitze, wenn sie davon erzählen, mit dem Reich Gottes sei es wie mit einem Mann, der auf seinem Feld Unkraut und Weizen fröhlich miteinander wachsen lässt, bis zum Tag der Ernte. Alles einfach wachsen lassen? Ein unzumutbarer Gedanke für Matthäus und Lukas. Also streichen sie auch diesen Text aus ihren Evangelien. Die Kirchenbildung war in ihren Gemeinden bereits so weit vorangeschritten, dass der Gedanke, in einer Gemeinde einfach alles wachsen zu lassen, nicht mehr vertretbar erschien. Längst gab es Kontrollinstanzen, die um den Gedanken der Unterscheidung von rechtem und falschem Glauben kreisten. Im späteren Verlauf der Kirchengeschichte leistete sich die Institution sogar eine eigene »Unkrautvernichtungsbehörde«, die »Römische Inquisition« (lat. *inquisitio* = Untersuchung), die dann in »Kongregation für die Glaubenslehre« umbenannt wurde.

Bereits der älteste Autor des Neuen Testaments, Paulus, machte seine ganz eigenen Erfahrungen mit der Einladung, dem Prinzip »Alles wachsen lassen!« zu folgen. Nachdem er zuvor seine Gemeinde in Korinth dazu aufgerufen hatte, alle Gaben von Frauen und Männern in der Gemeinde gleichermaßen zur Entfaltung kommen zu lassen, regt sich in ihm der institutionelle Glau-

benshüter, als er davon hört, was daraus erwachsen ist. Die Frauen in Korinth machten ernst mit der Botschaft des Paulus, redeten in der Gemeindeversammlung prophetisch und begannen offenbar auch äußerlich, die Gleichberechtigung, die Paulus zuvor verkündet hatte, zur Schau zu tragen. Sie durchbrachen männliche und weibliche Rollenzuschreibungen und schoren sich die Haare. Sie traten für den Geschmack des Paulus dabei zu »männlich« in Erscheinung. Das bringt ihnen im ersten Korintherbrief Ermahnungen des Paulus ein, wie man sich im Gottesdienst richtig zu verhalten habe (1 Korinther 11). Nur ein kleines Beispiel dafür, dass es bereits in der frühen Kirche vor allem den männlichen Vertretern der Institution Angst machte, wenn etwas außerhalb ihrer Kontrolle zu wachsen und zu blühen begann.

Manchmal habe ich den Eindruck, die Angst vor Kontrollverlust produziert in der Kirche geradezu eine Haltung nach dem Motto: Wir verwalten lieber das kontrollierte Schrumpfen, als uns unkontrolliertem Wachstum auszusetzen. Im Augenblick erlebe ich den Niedergang einer Kirche, die lieber am Grab stehen bleibt, als nach dem Vorbild der Frauen im Markusevangelium vom Grab weg in eine ungewisse Zukunft zu rennen. Diese Kirche setzt alles daran, ihren eigenen Bedeutungsverlust kontrolliert in Strukturen zu gießen, statt an die Entfaltungsmöglichkeiten des Evangeliums in ganz neuen bisher ungekannten Zusammenhängen zu glauben. Menschen, die sich dieser Logik anschließen, haben sich damit abgefunden, dass Kirche unabänderlich kleiner wird und

die christliche Botschaft gesellschaftlich an Bedeutung verliert, weil die schrumpfende Kirche an Bedeutung verliert. Diese Fixierung auf das Schrumpfen und die damit verbundene beinahe paradoxe Wachstumsangst gehen einher mit der kirchlich weit verbreiteten Klage über den angeblichen »Glaubensschwund« oder die behauptete »Glaubensverdunstung« in der Gesellschaft.

Manchmal frage ich mich, ob die Verwaltung des eigenen Untergangs, die penible kirchliche »Grabpflege« nicht mehr von Glaubensschwund zeugt als die Suche vieler Menschen nach spirituellen Erfahrungen außerhalb der Kirche. Anstatt es als positives Aufkeimen einer nicht selbst gesäten Saat zu bewundern, wenn Menschen außerhalb kirchlicher Strukturen in Yoga- oder Meditationskursen zu sich selbst finden und im Einklang mit der Schöpfung zu leben versuchen, wird dieses Bemühen von Kirchenleuten abgewertet. Im kirchlichen Raum hört sich der Begriff »esoterisch« (griechisch »innerlich«, »dem inneren Bereich zugeordnet«) an wie ein Schimpfwort. Wer jenseits der herkömmlichen Kirche spirituelle Erfahrungen macht, dem tönt aus dem Kircheninneren hinterher, das sei doch alles »weltfremde Spinnererei«.

Einem weltfremden Spinner glaubten übrigens auch so manche seiner Zeitgenossen in Jesus von Nazaret entdeckt zu haben. Markus berichtet davon, die Angehörigen Jesu hätten sich auf den Weg gemacht, »ihn mit Gewalt zurückzuholen; denn sie sagten: Er ist von Sinnen« (Markus 3,21). Dass sich Jesus außerhalb des Kontrollsystems der Sippe verselbstständigt hatte und Menschen

um sich scharte, die ihr Heil ebenfalls jenseits der alles bestimmenden Familienverbände suchten, machten ihn zum Sicherheitsrisiko für die herkömmliche Ordnung.

Wie optimistisch, aber eben in den Ohren der Verwalter religiöser Institutionen zu subversiv erzählt Jesus, mit dem Reich Gottes verhalte es sich wie mit einer Frau, die Sauerteig unter das Mehl mischt. Der Sauerteig durchsäuert ohne Zutun den restlichen Teig (Matthäus 13,33). Und ganz ohne Angst vor unkontrolliertem Wachstum kommt schließlich das Senfkorn-gleichnis aus (Markus 4,30–32). Vielleicht passt dieser Text sogar am besten zur augenblicklichen Situation der Kirche: Die Geschichte vom kleinsten aller Samenkörner erzählt nicht von der akribischen Aufbewahrung und Pflege des Kleinseins, sondern sie entwirft das Bild ungeahnter Größe, die auf das Kleinsein folgt. Nur geht es da nicht um die wiedererlangte Größe von etwas Altem, das schon mal da war. Was da wächst, ist etwas ganz Neues, Unbestimmbares.

Wie aber könnte Christsein unter diesem Vorzeichen aussehen? Unkontrolliert? Optimistisch? Was mitnehmen, wenn wir als Christinnen und Christen tatsächlich loslaufen vom Grab, mitten im Chaos?

Im politischen Bereich gibt es bereits faszinierende Ansätze aus der jüngsten Vergangenheit, wie ein solches Loslaufen konkret aussehen könnte. 2014 machte in Spanien eine politische Reformbewegung von sich reden, die sich den Namen Podemos (zu deutsch: »Wir können«) gab. Auf dem Weg zu einer Parteigründung spielten zunächst 900 »Kreise« auf öffentlichen Plät-

zen und in Parks eine wichtige Rolle. Bewusst außerhalb gewohnter Versammlungsräume konnten Menschen bei diesen Basisversammlungen Themen formulieren, die ihnen wichtig waren. Aus diesen losen Versammlungen, die gut genug organisiert waren, um auch zu funktionieren, bildeten sich Themenschwerpunkte und Organisationsstrukturen heraus. Eine wichtige Rolle spielten dabei auch Abstimmungsverfahren, zu denen man sich online anmelden konnte. Hintergrund war das Bestreben, nicht bei der Empörung über Ungerechtigkeit, fehlende Transparenz, zunehmende Arbeitslosigkeit und Armut stehenzubleiben, sondern selbst ins Handeln zu kommen und Veränderungen zu gestalten. Auch wenn ein solches Verfahren aus der Politik nicht eins zu eins übertragbar ist, braucht es doch in jedem Fall für eine künftige kirchliche Gemeinschaft vergleichbare bis nicht gekannte Formen direkter Beteiligung außerhalb oberhirtlich gesteuerter synodaler Prozesse. Dabei sollte es nicht an Fantasie fehlen, über den künftigen Weg auch mit Menschen zu diskutieren, die vielleicht nicht einmal Kirchenmitglieder sind, aber eine gewisse Sympathie für die christlichen Werte oder für die christliche Spiritualität mitbringen. Vor allem aber ist jetzt wichtig, nicht am »Grab« stehenzubleiben und der alten Kirche hinterherzutruern, sondern sich bei dem, was da an Neuem entstehen könnte, unmittelbar von Jesu Gleichnisrede leiten zu lassen: Keine Angst vor unkontrolliertem Wachstum!

Es ist ja auch nicht so, als seien wir ganz ohne Inhalt und ohne Orientierung unterwegs. Ein erster er-

mutigender Hinweis, wie gelebter christlicher Kontrollverlust aussehen könnte, findet sich vielleicht beim Kirchenvater Augustinus, für den sich christliches Leben zwischen den Grundkoordinaten von Gottes- und Nächstenliebe ereignet. Alles andere ist im Grunde Auslegung und kann sich entwickeln. Auf dieser Grundlage prägte er ein Wort, das gleichermaßen Orientierung an dem wichtigsten Glaubensinhalt wie auch subversiven Optimismus unkontrollierbaren Wachstums wie in einem christlichen Basissatz in sich vereinigt: »Liebe, und tue, was du willst. Denn aus dieser Wurzel kann nur Gutes hervorgehen.«

Dank

Es war für mich eine besondere Herausforderung, ein Buch zu schreiben, das dazu auffordert, nicht weiter die Kirche zu retten. Schließlich bin ich ja als Priester ziemlich deutlich ein Teil genau dieser Kirche. Dass ich mich trotzdem an dieses Projekt herangewagt habe, verdanke ich vielen Menschen, die mir beim Schreiben und zum Teil schon seit vielen Jahren sozusagen Kraft von den Seiten schickten.

Ich danke an erster Stelle meinen Eltern und Geschwistern, die mir immer wieder Halt gaben, wenn es mit der Kirche mal wieder besonders anstrengend war. Besonders wertvoll sind mir das Interesse an meiner Arbeit und der Rückhalt für meine Positionen, die mich inzwischen über die nächste Generation meiner Nichten und Neffen erreichen.

Was wäre ich ohne langjährige Freundinnen und Freunde, die mich durch ihr Christsein darin bestärken, über die Grenzen der Kirche hinaus zu denken und zu leben?! Unter ihnen verbindet mich mit Br. Peter Reinl OSA nicht nur ein besonders langer freundschaftlicher Weg, sondern auch eine innere Unabhängigkeit, die ich mit ihm und mit seiner Gemeinschaft der Augustiner in Würzburg erleben darf. Ich danke Sr. Katharina Ganz, Beatrice von Weizsäcker und Stephan Steger, die mir auf

sehr unterschiedliche Weise beim Schreiben des Buches nahe waren, weil sie mir zu wichtigen Wegbegleiterinnen und Wegbegleitern geworden sind.

In die Phase des Schreibens hinein fielen die Aktivitäten der Bewegung »Maria 2.0«, die in Würzburg gerade auch von Studentinnen aus der KHG mitgeprägt wurden. Ihr mutiges Eintreten für ihre Rechte in der Kirche hat mich in schwierigen Phasen zum Weiterschreiben motiviert. Überhaupt ist es vor allem das Engagement so vieler junger Menschen, die ich in der Katholischen Hochschulgemeinde in meiner Arbeit als Hochschulpfarrer täglich erlebe, das mich ermutigt und inspiriert, neu zu denken und gemeinsam Neues zu wagen. Meinen Kolleginnen und Kollegen im Team der KHG gilt an dieser Stelle mein Dank für ihre Solidarität, für alle gemeinsam gesponnenen Ideen und manchmal auch einfach für ihr Aushalten mit mir.

Meine persönliche Vision von einem neuen Christsein ist wesentlich von der Begegnung mit anderen christlichen Konfessionen, vor allem aber von meiner persönlichen Beziehung zu Menschen anderer Religionen geprägt. Ich danke meinen muslimischen und jüdischen Freundinnen und Freunden, die mich nicht nur theoretisch behaupten, sondern alltäglich erfahren lassen, dass Wahrheiten vielfältig in unterschiedlichen Religionen gelebt werden. Darüber hinaus denke ich an Menschen, die ohne religiöses Bekenntnis in unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen Bündnissen mit mir gemeinsame Werte teilen oder die sich selbst als Atheisten bezeichnen und die ich als wertvolle Gesprächspartner*innen kennengelernt und schätzen gelernt habe.

Die biblische Tradition hat mich nicht nur gelehrt, dass sich Wahrheiten immer an konkrete Zeiten und Orte binden und ohne diese nie gedacht werden können. Vor allem meine Unabhängigkeit innerhalb der Kirche habe ich wesentlich der Beschäftigung mit der Bibel zu verdanken, die einem vorführt, wie unveränderlich geglaubte Institutionen und Ordnungen kommen und gehen. Wichtige Weggefährtinnen und Weggefährten habe ich in dieser Haltung in Menschen gefunden, die mir im Rahmen meiner nebenamtlichen Tätigkeit im Katholischen Bibelwerk e. V. begegnet sind. Stellvertretend nenne ich Katrin Brockmöller, die Direktorin des Bibelwerks, die für mich über ihre Funktion hinaus zu einer Ermutigerin geworden ist.

Der Vier-Türme-Verlag ist für mich inzwischen mit seinem Team fast zu einer Heimat geworden. Das liegt nicht nur an der kompetenten Betreuung, sondern auch an der inneren Verbundenheit. Dankbar bin ich Marlene Fritsch, die mich als Lektorin in gewohnt sachkundiger Weise geduldig und motivierend begleitet hat, und Stefan Weigand, der wieder für das ansprechende Layout gesorgt hat. Maria Gondolf verdanke ich nicht nur die Idee zu diesem Buch, die aus vielen gemeinsamen Gesprächen der letzten Jahre erwachsen ist, sondern auch das abschließende Korrekturlesen.

Schließlich danke ich Menschen, denen ich mein selbstständiges theologisches Nachdenken und Fragen zu verdanken habe und die mich anregen, nie damit aufzuhören. An erster Stelle gilt dieser Dank meinem bibelwissenschaftlichen Lehrer Karlheinz Müller, der mich

über viele Jahre hinweg geprägt und freundschaftlich begleitet hat. Ihm sei dieses Buch gewidmet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2019

© Vier-Türme GmbH, Verlag, Münsterschwarzach 2019

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Marlene Fritsch

Gesamtgestaltung: wunderlichundweigand

Titelfoto: © Stefan Weigand/Vier-Türme GmbH

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7365-0281-8

www.vier-tuerme-verlag.de